

Komödie der Abschreckung

Lukas Linders Gogol-Bearbeitung «Der Revisor oder: Das Sündenbuch» am Theater Basel

Von Stephan Reuter

Basel. Drei dunkel Verschleierte tapsen herbei, drängeln sich aneinander, tupfen wohlgedämpfte Misstöne in die Luft, «herrje, oje, oh herjemine», so klingt es, klageweiberleich. Man grübelt noch, sind das jetzt Nornen oder Nonnen, oder doch nur der Damenchor, da platzt der Obermoser auf die Szene, ein Gemütshumpen von einem Mann, und im Schlepptau windet sich der Nierenstein, ein x-beiniges Dorftrauma von einem Prediger. Da ist der Schleierspuk dann schnell verschwunden.

Die beiden Honoratioren unterhalten sich, wie es ihren Ämtern ansteht. Also währschaft aufgeblasen Andrea Bettinis Gemeindepräsident, und das sich der Schnauzbart zwirbelt und die Glatze überlegen glänzt. Aus Berufung stets glaubhaft zerknirscht, echot Max Rothbarts Pfarrer seine Weisheiten in die Welt. Eine Welt, die freilich dicht hinter ihm am Schneegipfelprospekt endet und jedem Kaspertheater zur Ehre gereichte (Bühne: Christina Mrosek).

Gespielt wird hier «Der Revisor», eine Art Kasperli für Erwachsene, das es im Original von Nikolai Gogol zum Schauspielklassiker gebracht hat, weil sich diese ätzend alberne Ständesatire aus dem feudalen Provinzfilz des Zarenreiches verblüffend leicht auf andere Zeiten und modernere Gesellschaftsformen übertragen lässt. Im Theater Basel legt jetzt der junge Schweizer Dramatiker und frühere BaZ-Mitarbeiter Lukas Linder eine Fassung vor, die auch als eigenständige Uraufführung durchgeht, weil sie der bevorzugten Form von Andreas Becks «Basler Dramaturgie» folgt: Der Autor «überschreibt» die klassische Vorlage, erfindet also frei am Plot entlang neue Dialoge und Szenen, passend zu einer zeitgenössischen Situation.

Ortsübliche Doppelmoral

Das Personal der Dorftypen hat Lukas Linder ausgedünnt, ohne sich allzu sehr von Gogol zu entfernen. Barbara Horvaths Hubacherin wacht als Lehrerin über die ortsübliche Doppelmoral, denn das kann sie offensichtlich selbst am besten. Den Zivilschutzkommandanten Arnulfi stattet Thomas Reisinger mit einigen hochnotpeinlichen Schrullen aus, während der halb-



Groteskes Tribunal. Katja Jung, Franziska Hackl und Barbara Horvath (von links) sitzen zu Gericht. Foto Kim Culetto

schlaue Würmli (Mario Fuchs) gefährlich sorgfältig seinen Stecken zuspitzt. Die allgemeine Grussformel lautet «oherjemine» – am Jammern ohne Grund erkennen sich die Einheimischen.

Diese Leute fürchten zwar nicht, wie noch bei Gogol, die Ankunft eines inkognito reisenden Staatskassenprüfers. Dafür fürchten sie den Fremden an sich. Der taucht auch auf und wird prompt zum Opfer einer Verwechslung, ähnlich wie Chlestakow, der falsche Revisor. Dabei ist Vincent Glanders Nöthli zwar ortsfremd, aber sicher kein Asylant «aus Afrika oder Australien», wie Obermoser mutmasst. Sondern ein wertkonservativer Bünzli mit Heidi-Schicksal, der in sein «Sündenbüchlein» kritzelt, sobald ihm eine Suppe zu kalt oder die Wurst zu kurz erscheint.

Die Dörfler tischen diesem Fremden zunächst eine Komödie der Abschre-

ckung auf, die zweifelsfrei auch zur Abschreckung dienen soll. Ein frühenglischer Kinderchor trägt dazu bei, ebenso eine Besichtigung des Klärwerks und ein Kartoffeldinner, bei dem Nöthli in den Genuss einer Flöteneinlage von Kloe Obermoser kommt, der musikalisch bemerkenswert unbegabten und in Liebesdingen auf Nachhilfe hoffenden Tochter des Gemeindepräsidenten. Franziska Hackl darf sich bei Letzterem des Neides von Katja Jung sicher sein, die eigentlich ihre Mutter spielt, aber bei Nöthli auch ihre Rivalin.

Zum Zurücklehnen komisch

Bis hierhin erlebt das Basler Uraufführungspublikum eine muntere Farce, zum Zurücklehnen komisch und mit nicht wenigen Bonmots geschmückt. Da zeigt Lukas Linder, warum seine Komödien schon renommierte Förderpreise und Stückemärkte gewonnen

haben. Es wird allerdings noch ungemütlicher, als das Stück verträgt.

Dass Linder eine gute Portion Dürrenmatt in seinen Gogol mixt, ist weniger das Problem. Eher schon, dass der Autor und auch die Regisseurin Cilli Drexel keinen anderen Ausweg sehen, als die fremdenfeindlichen Biedermänner und Brandstifter ein groteskes Tribunal abhalten zu lassen und den Fremden an den Marterpfahl zu stellen. Auch das Ensemble erweckt den Eindruck, als sei es an diese merkwürdig kraftlosen Szenen gefesselt. In der überlangen Schlussphase wird gezappelt und gesplattert, bis sich das Stück komplett verzettelt hat. Da ist längst Schluss mit Logik, Schluss mit lustig, und leider auch Schluss mit Qualität.

Weitere Vorstellungen: 16. 11., 3., 15., 18., 28. und 31. 12., Theater Basel, Kleine Bühne. www.theater-basel.ch

Der Fall Lindholm

Grossartige Maria Furtwängler

Von Raphael Suter

Der 25. «Tatort» mit Maria Furtwängler als Charlotte Lindholm ist einer ihrer besten. Sie gibt für einmal nicht die taffe, unterkühlte LKA-Kommissarin, sondern spielt glaubhaft und berührend eine verletzte, gebrochene Frau, die widerwillig an einem Fall («Tatort»-Titel: «Der Fall Holdt») arbeiten muss, der letztlich zu ihrem eigenen wird.

Die überraschende Darstellung ist der 35-jährigen Regisseurin Anne Zohra Berrached zu verdanken, die schon etliche Auszeichnungen erhalten hat, darunter den Deutschen Filmpreis 2017. Sie inszeniert zum ersten Mal einen «Tatort» und tut dies ohne Ehrfurcht vor dem beliebtesten deutschsprachigen Krimiformat oder vor der viel gelobten Schauspielerin und Verlegersgattin Furtwängler. Basierend auf dem Drehbuch von Jan Braren, rückt Berrached die Ermittlerin und den in ihren Augen mutmasslichen Täter völlig in den Mittelpunkt.

Der durch wahre Begebenheiten inspirierte NDR-«Tatort» erzählt die Entführung und Ermordung einer Bankiersgattin. Lindholms Verdacht fällt schnell auf ihren Mann, den unsicheren, weinerlichen Frank Holdt, grandios verkörpert von Aljoscha Stadelmann. Dass sich seine Frau von ihm trennen wollte, dass er sie geschlagen hat und dass er verschuldet ist, deuten aus Lindholms Sicht auf ihn zumindest als Mittäter hin.

Misshandelt und verletzt

Nur kann Charlotte Lindholm in dieser «Tatort»-Folge kaum einen klaren Gedanken fassen. Sie ist bei einem Clubbesuch von mehreren Männern brutal zusammengeschlagen worden und verzichtet sich körperlich misshandelt und gedemütigt unter ihre Bettdecke, ohne sich jemandem, nicht mal ihrem Freund, anzuvertrauen. Auch den Anruf ihres Vorgesetzten will sie nicht entgegennehmen und sich schon gar nicht mit einem Entführungsfall auseinandersetzen. Mühsam schleppt sie sich trotzdem zum Tatort und beginnt fahrig mit ihren Ermittlungen.

Zuerst im abseits in einer Winterlandschaft gelegenen Haus des Bankiers und später im Verhörraum treffen Lindholm und Holdt aufeinander, und es bleibt nicht nur bei verbalen Attacken. Die Ermittlerin verliert völlig die Kontrolle über sich und den Fall. Ihr grösster Fehler führt schliesslich zu einem tragischen Ende, das ermittlungstechnisch allerdings offen bleibt.

Die Entführung und die Ermordung der Frau werden zur Rahmenhandlung für die Darstellung der Verbissenheit und den Kampf, den Charlotte Lindholm vor allem mit sich selber führt. Aljoscha Stadelmann gibt schauspielerisch den kongenialen Gegenpart. Holdt obwohl beruflich wie privat längst am Ende, hofft immer noch auf eine Rettung.

Die grossartige Leistung von Maria Furtwängler und Aljoscha Stadelmann haben diese «Tatort»-Folge von so vielen anderen ab. Die Seelennöte und Ängste der beiden überdecken den eigentlichen Krimi-Plot, ohne zu einem langweiligen Sozialdrama zu werden. Nüchtern und nachvollziehbar wird ihr Scheitern – sie als Ermittlerin, er als Ehe- und Geschäftsmann – aufgezeigt. Und trotz des offenen Schlusses bleibt dieser «Tatort» die gesamten 90 Minuten lang packend.

Das Grosse im Kleinen

Cellist Mischa Maisky zu Gast im Rahmen der Sinfoniekonzerte der Allgemeinen Musikgesellschaft

Von Fabian Kristmann

Basel. Verglichen mit den breitspurig ausgreifenden Werken derselben Gattung eines Dvorák oder Elgar mag das beliebte Cellokonzert in a-Moll von Camille Saint-Saëns eher harmlos erscheinen. Liegt dessen Solopart jedoch in den Händen eines Künstlers vom Format eines Mischa Maisky, so bürgt dies dafür, dass an die Stelle von allfälligen oberflächlichen Nettigkeiten ein tief ausgeloteter Nuancenreichtum tritt.

Zu erleben war dies in der vollbesetzten Martinskirche, wo der 1948 im lettischen Riga geborene Cellist im Rahmen der AMG-Sinfoniekonzerte gemeinsam mit dem traditionsreichen

Musikkollegium Winterthur unter der Leitung von Thomas Zehetmair am Freitagabend zu Gast war.

Maisky, der die Partitur völlig verinnerlicht hat, strich hier energisch hingebungsvoll, da spielerisch locker alle Facetten heraus. Die bei Saint-Saëns nicht selten anzutreffende kostbare Kleinräumigkeit ergänzte er, ohne sie deswegen zu bodigen, stets mit einer Grösse, der weder Forciertes noch Schwere anhafteten. Vereinzelt Unreinheiten in den schnellen Passagen machte er mit glasklaren Doppelgriffen auch in höchster Lage wieder wett.

Auf seinen Wunsch hin geschah die Zugabe – eine sensibel interpretierte «Nocturne» von Tschairowsky, die sich in ihrer engagierten Seriosität wie ein

geplanter Programmpunkt ausnahm – gemeinsam mit dem Orchester. Dessen Begleitarbeit geriet im Übrigen wenig konturiert, überzeugte aber gerade dadurch als diskrete Kulisse.

Aufs Wesentliche reduziert

In der anschliessend gespielten Sechsten Sinfonie von Ludwig van Beethoven bewiesen auch die Winterthurer, dass ein aufs Wesentliche reduzierter Orchestersatz und der Verzicht auf mächtige kompositorische Gesten eine gewisse Grösse in der Interpretation nicht ausschliessen müssen. Obgleich nicht besonders transparent im Gesamtklang – und trotz letztlich zu knapp besetzten Geigen –, gelang dem Ensemble eine frische und warme Wiedergabe

der «Pastorale», wobei Zehetmair immer wieder delikate Diminuendi herausarbeitete.

Überaus stimmungsvoll und weich getönt glückte die «Szene am Bach». Unkonventionelle, aber originelle Abweichungen vom Notentext fielen namentlich im anregend artikulierten «Lustigen Zusammensein der Landleute» auf – so etwa die kadenz-artige Trompetenfanfare, die die Fermaten füllte. Das gut koordinierte «Gewitter» hätte noch mehr krachen können, während der finale «Hirtengesang» trotz seiner Ausführlichkeit von unverminderter Sorgfalt seitens der Orchestermittglieder getragen wurde und wie schon der zweite Satz eine wohlgerundete Idylle evozierte. Kräftiger Applaus.

ANZEIGE

Internationales LiteraturFestival

10. – 12. November 2017

www.buchbasel.ch

SCHWEIZER BUCHPREIS